

Rezensionen zum Themenschwerpunkt

Helena Sanson, **Women, Language and Grammar in Italy, 1500–1900**, Oxford u. a.: Oxford University Press 2011, 420 S., 32 Abb., ca. EUR 110,-, ISBN 978-0-19-726483-6.

Die italienische Sprachentwicklung unterscheidet sich grundlegend von derjenigen in anderen europäischen Ländern: Während sich seit dem 16. Jahrhundert Französisch, Englisch und Spanisch als Sprachen großer zentralisierender Monarchien durchsetzten, die über einen Staatsapparat verfügten, der das Sprachmodell der Hauptstadt dem Rest des Landes vorzuschreiben versuchte, war Italien in viele regionale Staaten zersplittert und der politische entsprach einem sprachlichen Polyzentrismus. Erst im 20. Jahrhundert ist das Italienische zu einer Gebrauchssprache geworden, bis dahin blieb es eine Literatursprache, geradezu eine ‚tote‘ Sprache, die geschrieben, aber nicht gesprochen wurde. Italiener und Italienerinnen (auch aus den gebildeten Schichten des Bürgertums ebenso wie des Adels und keineswegs nur bäuerliche AnalphabetInnen) sprachen unterschiedliche Dialekte, die überaus lebendig und geläufig waren. Dagegen hatten sie Schwierigkeiten, sich auf Italienisch auszudrücken. Wenn sie es dennoch taten, dann war es fast, als benützten sie eine Fremdsprache, und sie mussten ein Wörterbuch zurate ziehen.

Das erklärt die jahrhundertlang anhaltende heftige Debatte über die Sprache, die Schriftsteller verwenden sollten, die einzigartig im europäischen Panorama dastehende, sogenannte *questione della lingua*, ebenso wie die umfangreiche Produktion von Grammatiken und Wörterbüchern einer Sprache, die man mühsam erlernen musste, da sie niemandem zu eigen war. Über diese Problematik wurde von SprachhistorikerInnen in den letzten Jahrzehnten viel geschrieben, um die italienische Sonderentwicklung bis zur heute endlich erreichten sprachlichen Einheit zu erklären. Wenig wurde bisher hingegen über das Verhältnis zwischen der italienischen Sprache und den italienischen Frauen nachgedacht.

Das Buch der in Cambridge lehrenden Italianistin Helena Sanson möchte diese Forschungslücke schließen und untersucht die Beziehung zwischen Frauen, Grammatik und Sprache auf der italienischen Halbinsel. Sie gibt dabei einen vier Jahrhunderte umfassenden Überblick vom 16. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert und berück-

sichtigt eine große Anzahl an Bild- und gedruckten Textquellen: Traktate, Grammatiken, Schulbücher, die von und für Frauen verfasst wurden, Rezept- und Benimmbücher, Briefanthologien, Belletristik.

Die Autorin geht chronologisch vor: Sanson schreibt, im 16. Jahrhundert seien weder das Lateinische noch das literarische *volgare* unmittelbar erlernt worden. Keine dieser beiden Sprachen seien Muttersprachen gewesen, daher waren die Grammatiken Sprachlehren, die keinerlei muttersprachliche Kompetenz voraussetzen konnten. Dennoch wurde dem *volgare* im 16. Jahrhundert in zunehmendem Maße Prestige und Anerkennung zuteil und es geriet mit der lateinischen Kultursprache in Konkurrenz. Frauen begannen, als Autorinnen ab dem Ende des 15. Jahrhunderts zur vulgärsprachlichen Dichtung beizutragen: Es waren meist Dichterinnen, welche die petrarkistische Lyrik bevorzugten. In der Ikonographie der Renaissance wurden immer wieder Frauen dargestellt, die eine Edition des „Canzoniere“ von Petrarca lesen. So verbreitete sich das *volgare* zunächst unter den Frauen der höheren Schichten, dann unter denen niedriger Herkunft. Ab den 1530er Jahren widmeten Sprachlehren dem *volgare* größere Aufmerksamkeit und Frauen wurden als mögliche Leserinnen von Grammatiken angesprochen.

Im 17. Jahrhundert lassen sich fast keinerlei Hinweise auf Frauen in den Schriften zur Grammatik finden. Im Klima der Gegenreformation erlebten die italienischen Frauen eine Zeit der Einschränkungen. Im Zuge der Veröffentlichung des „Vocabolario dell'Accademia della Crusca“ im Jahr 1612 kam es zu einer Aufwertung der lexikalischen Aspekte gegenüber der Grammatik (Kapitel zwei). Handelte es sich dabei doch um ein Wörterbuch, das aus wörtlichen Autorenzitaten besteht und einen bedeutenden Einfluss auf die Position von Intellektuellen und Grammatikern ausübte. In erster Linie bewirkte dies eine reichhaltige Produktion von Schriften für oder gegen die hegemoniale Stellung der Akademie, wohingegen Frauen keine Erwähnung mehr fanden.

In der italienischen Sprachgeschichte stellt das 18. Jahrhundert einen Moment der Wende dar. Das Italienische blieb nach wie vor ein literarisches Artefakt. Sein Siegeszug war jedoch nun nicht mehr durch das Lateinische behindert, wie das bis dahin der Fall gewesen war, sondern durch einen anderen Gegner: das Französische, das in den höheren Schichten sehr in Mode war. Zahlreiche Grammatiken richteten sich an Italiener und insbesondere Italienerinnen, um ihnen die französische Sprache beizubringen. Mitunter handelte es sich dabei um zweisprachige Grammatiken, auf Italienisch und Französisch. Daher muss sich laut Sanson eine Untersuchung der Beziehung zwischen Frauen und Grammatik in dieser Epoche eher auf das Französische als auf das Italienische konzentrieren. Besonders interessant hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Frauen und Sprache sei ihr Beitrag zur Übersetzungstätigkeit (Kapitel drei): Frauen übersetzten aus dem Italienischen in ihren jeweiligen Dialekt, viele übersetzten auch wissenschaftliche Abhandlungen ins Italienische.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm die Sprachenfrage in Italien neue Dimensionen an. Literaten und Linguisten begannen über die Rolle der Mutter als einzig möglicher Vermittlerin der ‚Mutter-Sprache‘ nachzudenken. Dabei handelte es sich um eine in

Europa allgemein verbreitete Idee, die auch von dem deutschen Philologen Jacob Grimm geteilt wurde, der betonte, ein gezielter Grammatikunterricht sei kontraproduktiv im Vergleich zu einem spontanen Spracherwerb und zur Sprachvermittlung durch die Mutter. Wie aber konnten Mütter etwas vermitteln, das sie selbst nicht beherrschten, waren doch die meisten italienischen Frauen Dialektsprecherinnen? Da es also problematisch war, allein auf die mütterliche Spracherziehung zu zählen, fand der geeinte italienische Staat eine der Mutter nahe Figur: die Grundschullehrerin (Kapitel fünf). Der Staat übertrug der Lehrerin – dieser wichtigen Figur für die kulturelle und staatsbürgerliche Bildung der ItalienerInnen sowie eine der wenigen Berufsmöglichkeiten für Frauen zu diesem Zeitpunkt – die Aufgabe, die Sprache der wenigen in die Sprache aller zu verwandeln. Entscheidend ist daher im 19. Jahrhundert die Rolle der Schule und der Schulbücher. Weil in den Schulklassen Mädchen und Jungen getrennt unterrichtet wurden, entwickelte sich ein Markt für Schulbücher, Anthologien und Grammatiken, die ausdrücklich für Mädchen bestimmt waren.

Während der vier Jahrhunderte des Untersuchungszeitraumes gab es nur in der Toskana keinen Bilinguismus mit Dialekt und Italienisch, denn in der Toskana sprach man eine Sprache, die der Literatursprache sehr ähnlich war. Dies ist der Grund, warum im 19. Jahrhundert toskanische Lehrerinnen besonders beliebt waren bei nicht toskanischen Familien, die ihren Kindern die Sprache des neuen Königreichs Italien beibringen wollten. Gebildete Männer wie Niccolò Tommaseo, Edmondo De Amicis oder Alessandro Manzoni nutzten häufig die Hilfe von florentinischen Frauen, auch aus dem Volk, um ihre Sprache durch die Übernahme von toskanischen Spracheigenheiten zu verbessern. So ließ sich etwa Alessandro Manzoni von Emilia Luti, der aus Florenz stammenden Lehrerin seiner Nichte, helfen, die „Promessi Sposi“ sprachlich zu überarbeiten.

Die Autorin schließt ihre Abhandlung mit der Feststellung: „a galaxy of forgotten lives was immersed in the world of dialect“ (348). Gerade dies scheint mir (als Historikerin) das Problem zu sein, dem Sanson ausweicht, was ihrer eigenen disziplinären Ausrichtung zuzuschreiben sein mag. Das Buch wäre sicher weitaus interessanter zu lesen, wenn es wenigstens in Ansätzen den Versuch unternommen hätte, das Sprechen dieser Frauen zu rekonstruieren. So wie der Band „Women, Language and Grammar in Italy“ konzipiert ist, erzählt er die Geschichte einer fehlenden Beziehung, einer grundlegenden Unvereinbarkeit. Daher gelingt es ihm nicht – jenseits der normativen Ebene und jenseits einer präzisen Rekonstruktion der Debatte über Frauen und Grammatik –, den selbst gewählten Untersuchungsgegenstand, also das Verhältnis zwischen Frauen und Sprache, wirklich neu zu beleuchten. Ich frage mich, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, auch nicht für die Veröffentlichung gedachte Quellen zu analysieren, wie etwa Schulhefte, Tagebücher, von Frauen zusammengestellte handschriftliche Rezeptbücher, Rechenbücher, Selbstzeugnisse, Lyriksammlungen oder Predigtmitschriften. Solche Quellen sind heute immer einfacher zugänglich dank der Quellensammlungen für populäres und weibliches Schreiben, genannt sei beispielsweise das Projekt „Archivio per la memoria e la scrittura delle donne“ in Florenz, das zahlreiche (auch vormo-

derne) Texte aus weiblicher Hand ans Licht gebracht hat. Dadurch hätte dem Dialekt allerdings mehr Platz eingeräumt werden müssen. Diese Quellen zeugen zwar lediglich von der Sprache von Frauen, die schreiben konnten (wenn sie nicht diktierten), und deshalb nur von einem geringen Teil der gesamten weiblichen Bevölkerung, aber sie erlauben doch einen lebendigen Einblick in den Sprachgebrauch von Frauen, auf die Bedeutung, die das Schreiben für diese haben mochte, wie sie sich zwischen Dialekt und Hochsprache hin- und herbewegten, zwischen der Sprache des Intimen und der Familie und der offiziellen Sprache der Gebildeten. Es hätte sich zweifelsohne gelohnt, diese vielschichtigen und häufig berührenden Quellen zu entdecken, zu analysieren und wertzuschätzen, um sonst zum Schweigen verdamnte Frauen erneut zum Sprechen zu bringen.

Luisa Tasca, Florenz

Marijke J. van der Wal u. Gijsbert Rutten Hg., **Touching the Past. Studies in the Historical Sociolinguistics of Ego-Documents** (= *Advances in Historical Sociolinguistics* 1), Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins 2013, 279 S., EUR 99,-, ISBN 978-9-0272-0080-8, E-Book ISBN 978-9-0272-7177-8.

Der vorliegende Band ist aus einer 2011 in Leiden veranstalteten Tagung hervorgegangen und versammelt elf Beiträge von SprachwissenschaftlerInnen und einem Historiker, die sich in historisch-soziolinguistischer Perspektive mit Ego-Dokumenten vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts befassen. Vor dem Hintergrund der nunmehr reichhaltigen internationalen sozial- und kulturhistorischen Forschung zu Selbstzeugnissen, die gerade in den Niederlanden um Rudolf Dekker eine frühe Verankerung gefunden hat, erscheint der linguistische Zugang zur sozialen, aber auch geschlechterspezifischen Verfasstheit sowie zu dem Gebrauch von Sprache(n) besonders anregend. Gegenstand der Untersuchungen, die ein breites soziales Spektrum an sprachlicher Produktion abdecken und teilweise die Kategorie Geschlecht mitberücksichtigen, sind Einzeldokumente sowie in den meisten Fällen linguistische Corpora (Briefe, Zeitungen usw.).¹ Die Textsorten umfassen vor allem Geschäftsbriefe, Privatkorrespondenzen, Tagebücher und autobiographische Texte, aber auch Bittschriften sowie Gerichtsakten – verstanden von Laura Wright als „quasi-ego-documents“ (263) beziehungsweise als eine Variante von „life-writing“ (243). Wird mehrheitlich Varianz innerhalb einer Sprache untersucht, namentlich innerhalb des Englischen, Niederländischen und Französischen, beschäftigen sich drei der Beiträge mit Situationen von Mehrsprachigkeit: französisch-englische Diglossie in der Nouvelle France in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die kom-

1 Zum Englischen vgl. die Datenbank CoRD, die eine große Zahl von linguistischen Corpora umfasst: <http://www.helsinki.fi/varieng/CoRD/index.html>, Zugriff: 4.11.2014.